Nr. **22** · April 2025 · 10 €
Magazin für Transformation

LOGON



DAS GEHEIMNIS DER SCHÖNHEIT

www.logon.media

Impressum

Herausgeber/Verlag:
Internationale Schule des Goldenen Rosenkreuzes, Lectorium Rosicrucianum e.V.
Querlandweg 5,
31848 Bad Münder
Vertreten durch den Vorstand Wido Fath (Vors.), Raphael Ensinger, Irmtraut Kistner, Ulrike Martin-Miocic, Matthias Peistrup, Mathias Thiel
Vereinsregister Amtsgericht Hannover VR 3260
UST-ID: DE 115 447 657
www.rosenkreuz.de

Redaktions- und Geschäftsanschrift:
Goldenes Rosenkreuz, LOGON
Im Sanig 1, 57612 Birnbach
E-Mail: editors@logon.media
Tel. 02681-803 44 70
Bestellungen s. bei LOGON kaufen
Homepage: www.logon.media

Internationale Redaktion (LOGON online):
Eva Cristina Casciello (IT), Joao Castro (BR), Heiko Haase (DE), Marietta Millet (USA), Ten Mukenga (COD), Anneke Munnik (NL), Wiesia Modrzejewska (PL)

Redaktion Print-Magazin:
Gunter Friedrich (verantwortlich, auch für Anzeigen), Sibylle Bath, Klaus Bielau, Heiko Haase, Isabel Lehnen, Burkhard Lewe, Angela Paap, Anita Vieten
Enge Mitarbeiter der Redaktion:
René Lukas, Horst Matthäus, Catherine Spiller

Bildredaktion:
Marion Pellikaan (NL), Ruth Alice Kosnick (DE), Adam Nakielski (PL), Slawomir Michajlidis (PL)

Design/Layout: Sabine Sexauer

Abonnements:
Print-Abo: 36 €, 4 Ausgaben/Jahr
inkl. Versand (Versand Ausland + 16 €)
Digitales Abo: 15 €, 4 Ausgaben/Jahr zum Download (pdf)
fortlaufend, Kündigung jederzeit möglich

Einzelheft:
Print: 10 € inkl.Versand
(Versand Ausland + 4 €)
Digital: 4 €
Zuschlag bei Paketversand

Online-Shop:
https://shop.logon.media

LOGON kaufen/abonnieren:
Tel. 02681-803 44 70 oder:
https://shop.logon.media oder:
E-Mail: shop@logon.media

LOGON fördern:
Über Spenden freuen wir uns (bitte separate Überweisung, Verwendungszweck: Spende LOGON), wir erteilen Zuwendungsbescheinigungen

Bankverbindung:
Schule des Goldenen Rosenkreuzes, LOGON
IBAN: DE30 2546 2160 0051 8719 01
BIC: GENODEF1HMP

Druck:
Onlineprinters GmbH, Neustadt/Aisch, www.onlineprinters.de
Klimaneutrale Produktion

Titelbild: Alfred Bast

Liebe Leserinnen und Leser,

Schönheit ist ein Thema, das jeden angeht. Wie könnte man auch leben, wenn es die Schönheit nicht gäbe? Aber was ist sie eigentlich? Worin besteht ihr Wesen? Das geht über den Verstand hinaus. Schönheit ist eine Magierin, kann uns verzaubern. Unvermittelt tritt sie auf und entrückt uns allem, was uns Kummer bereitet. Sie tritt einfach ein in uns – und weckt das, was ihr entspricht, das Schöne, das in uns schlummert. Freude ergreift uns, Staunen.

Aus allem kann sie hervortreten. Da wächst ein wenig Moos an einer alten Mauer, da blüht eine Blume mitten auf einem Schutthaufen – plötzlich ist sie da, lässt uns innehalten, weckt Sehnsucht: Ach, es könnte doch alles so schön sein! Warum ist es das eigentlich nicht? Tragen nicht alle den Sinn für das Schöne in sich? Fühlen sich nicht alle durch Schönheit aufgerichtet, wenn sie mal wieder „ganz unten“ sind? Manchmal reicht schon ein schöner Gedanke, eine schöne Erinnerung. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, sprach der Dichter Eduard Mörike. Das Schöne leuchtet aus sich selbst. Es ist einfach da, ein stiller Helfer. Man kann ihn nicht vertreiben, wohl aber die Augen vor ihm verschließen. Schönheit ist Seele, gehört zum Lebendigen und seinem Erblühen.

Doch wir haben die Freiheit, Unschönes zu tun. Wir können uns gegenseitig verletzen, können lieblos sein. In alten Zeiten wusste man, dass Schönheit und Liebe eins sind. Dieselbe Göttin verkörperte sie: Venus, Aphrodite. Wenden wir uns von der Liebe ab, geht auch die Schönheit verloren, jedenfalls die echte Schönheit. Wir führen Krieg gegeneinander, im Kleinen wie im Großen. Zu spät merken wir: Zerstören wir anderes, so zerstören wir uns selbst, attackieren unsere Seele. Sind wir uns nichts mehr wert? Die Schutthaufen, die Wunden, die wir anderen zufügen – das sind wir. Und dann, wie weiter? Ein Wunder tritt ein. Irgendwann wächst aus dem Schutt, aus der Wunde eine Blüte. Staunen erfüllt uns, Freude breitet sich aus inmitten innerer Ruinen. Auch wenn wir Schweres auf uns geladen haben: die Liebe und die Schönheit lassen uns nicht los.

Sie sind das Leben, und das Leben drängt zur Vollendung, ist schön in sich. Deshalb ist Schönheit sein Wegweiser, sein Ruf, seine Verheißung. Wir können diesen Lockruf imitieren, können die Schönheit für unsere Zwecke einspannen, den schönen Schein erzeugen, die glatte Oberfläche. Eine Welt ohne Seele, ein Spuk. Wir können uns selbst betrügen.

Doch die Schönheit gibt uns nicht auf. Sie ist ewig, eine Allmacht. Wenn wir uns ihr beugen, ihrem Herzen, ihrer Liebe, wird unser Leben magisch. Übermächtig kommt sie zu uns, von überall her, tritt in uns ein, versucht, uns zu ihresgleichen zu machen. Wer hält das aber aus? Wer ist zubereitet für diese göttliche Gabe? Wessen Herz ist offen und weit genug, um das, was die Schönheit ihm zuführt, wirklich in sich aufzunehmen? Die Welt wandelt sich, wenn wir uns stark machen, stark für die Schönheit. Dazu müssen wir aus den Quellen trinken, aus denen sie sprudelt. Sie ist wahr, sie ist gut, sie schmeckt, sie ist beglückend. Jeder kann die Kostprobe machen, jeder kann feststellen, dass das Paradies gar nicht so weit weg ist. Es ist in ihm. Und Schönheit weist ihm den Weg dorthin – zu ihm selbst.



Schauen Sie mal hinein in diese Ausgabe von LOGON. Und schreiben Sie uns doch mal, was für Sie schön war, besonders schön – oder auch gar nicht schön. Viel Freude beim Lesen!

Ihr Gunter Friedrich



Inhalt

4 Die Lotusblume
Horst Matthäus

10 Geschenke aus der Ewigkeit
Maria Amrhein

14 Anderswo oder: Die Lösung des Geheimnisses
Gespräch am Hafen
Klaus Bielau

18 Den Schrei der Existenz in eine Sinfonie verwandeln
Isabel Lehnen (LOGON) im Gespräch mit dem Künstler Alfred Bast

26 Zu Tränen gerührt:
Die erschütternde Schönheit des Uneindeutigen
Christoph Reichelt

32 Zurück zum Ursprung der Schönheit
Uwe Döpel

38 Leben will blühen
Poesie als schöpferische Schönheit
Mike Kauschke

44 Tod und Transformation in der Liebe: Erwachen zur Schönheit
Olga Rosenkranzova

50 Wo sich die zwei Ozeane treffen –
Schönheit, Dankbarkeit und das Geschenk des Lebens
Burkhard Lewe (LOGON) interviewt den Meeresbiologen,
Philosophen und Buchautor Andreas Weber (Berlin)

60 Schönheit – Verwandlung im Feuer
Hölderlins *Friedensfeier*
Gunter Friedrich

66 Die Rose blüht – und sie weiß nicht warum
Frans Spakman

72 Schönheit wird die Welt erretten oder: Vom Glanz der Seele
Gudrun Gwisdek

78 Die Welt wird durch die Schönheit erlöst werden
Dostojewskis Roman *Der Idiot*
Sibylle Bath

82 Schönheit des Hässlichen
Heiko Haase

84 **REZENSIONEN**

Rüdiger Sünner: *Seelenlandschaften: Spirituelle Orte in Deutschland* (Martin Spura)
Mike Kauschke: *Im Gespräch mit der lebendigen Welt. Poetische Wege zu einem schöpferischen und sinnerfüllten Sein* (Angela Paap)



Zu Tränen gerührt: Die **erschütternde Schönheit** des Uneindeutigen



Hierin könnte die Magie liegen: in dem absichtslosen und dabei unwiderstehlichen Drang, zu erschaffen. Der Künstler hat den Schritt ins Leere getan. Er hat sich diese Freiheit erkämpft, und wenn er davon Zeugnis ablegt, entsteht eine Schönheit, die nicht absolut, perfekt, vollkommen oder endgültig ist, sondern beunruhigend, fremd, fragend.

Christoph Reichelt
Deutschland

In der Natur können wir größte Schönheit erleben, aber hier geht es um menschliches Schaffen, Kultur. Und damit auch um das Unvollkommene; vor allem um das Unvollkommene.

Es gibt dieses Streben nach Perfektion in der Kunst, und daraus gehen Werke hervor, die ausgewogen, harmonisch, aussagestark, gültig, zeitlos, erhebend, bewegend, erhellend und so stark und fest sind wie der Stein, aus dem viele davon gemacht wurden. Form und Inhalt sind da in ein gutes Verhältnis zueinander gebracht, und der Künstler zeigt nicht nur ein tiefes Verständnis für die Technik, sondern auch ein geistiges Durchdringen, sowohl des jeweiligen Sujets, als auch des ganzen Menschseins.

Rosensaal im Museum Brandhorst, Cy Twombly, Untitled (Roses), 2008, Udo und Anette Brandhorst Sammlung
© Cy Twombly Foundation. Foto: Haydar Koyupinar, Museum Brandhorst, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München



Piero della Francesca, *Prozession der Königin von Saba,* Detail

Piero della Francesca

Als ich zum ersten Mal Reproduktionen der Fresken Piero della Francescas[1] sah, war ich tief erschüttert. Das war zu einer Zeit, als ich bereits angefangen hatte, mich professionell mit Gestaltung zu beschäftigen, und natürlich kannte ich Werke der Frührenaissance. Botticelli war für uns einer der ersten „vollkommenen" Maler, einer, der Form und Inhalt, Technik und Emotion im Griff hatte.
Aber was war bei diesem nur 20 oder 25 Jahre älteren Piero los? Etwas stimmte nicht. Menschenbilder, offensichtlich nach lebenden Modellen gestaltet, stehen und sitzen in Räumen und Landschaften, die konstruiert aussehen und es auch sind. Die Farben haben einen seltsamen Glanz, als leuchteten die Stoffe von innen. Licht und Schatten sind gesetzt und sind stimmig, aber sie sind nicht lebendig, nicht natürlich, als sei das toskanische Licht eingefroren. Am stärksten faszinierten mich die Gesichter der Dargestellten. Sie blicken mit einer unheimlichen Ruhe aus dem Bildraum auf den Betrachter, man glaubt sich aus einer anderen Welt heraus durchschaut und angesehen in seinem Lebenskampf. Den haben diese Gestalten schon hinter sich, sie erfüllen ihr Schicksal, so scheint es.
Diese Bilder sind es, die mich tief innen erschüttern. Was unterscheidet sie von der anderen Renaissancekunst, die ich schätze und liebe? Ich habe bis zu diesem Augenblick das Geheimnis nicht gelöst.

Cy Twombly

Man kann in München in einen kubischen Museumsbau gehen, der hinter seiner elaboriert vielfarbigen Fassade ein ähnliches und ganz anderes Geheimnis birgt, eines, das mir heute näher ist. Der Besucher wird im oberen Geschoss normalerweise am Ende der breiten Eichentreppe umdrehen und den „Lepanto"-Saal aufsuchen.
Hier hängen an einer U-förmig um den Besucher gekrümmten Wand in einem hohen Raum 12 große Leinwände, auf die jemand mit einem langen Pinsel wilde Zeichen geschrieben hat.

Man glaubt sich aus einer anderen Welt durchschaut und angesprochen

Die Farben sind kontrastreich: ein lichtes, wässriges Blaugrün, ein Rot zwischen Blüten und Blut, ein blasses, etwas ätzendes Gelb. Überall sieht man die Spuren von Farbtränen, die über die Leinwand nach unten gelaufen sind, sie beginnen an wütend oder jedenfalls schnell hingeklatschten Formen, die an Augen erinnern, oder an Schiffe. Manche der Bilder tragen nur Farbflecken, wie Einschläge oder mehrfarbige Wunden auf der Bildfläche, auch hier ist die Farbe von der Stelle ihres Aufkommens auf der Leinwand bis zum unteren Bildrand hinuntergelaufen und hat eine Vielzahl von parallelen Spuren hinterlassen. Es ist gewalttätig, es ist wild. Es ist zugleich erhaben. Ist es schön?
Im Betrachter, so jedenfalls erlebe ich es, beginnt das Bewusstsein zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungsebenen zu flackern.
Man weiß, dass hier die Seeschlacht von Lepanto gemeint ist und versucht auf einer Ebene unweigerlich, die Bilder zu decodieren: Das hier sieht aus wie eine Flotte von Schiffen von oben; das hier könnten die Einschläge von Kanonen sein; sind dies hier die geschlossenen Augen der Gestorbenen, die im Wasser treiben?

Zugleich nimmt man die Farben und Kontraste wahr. Sie sind tatsächlich schön, es ist ein Licht in diesen Bildern, eine Tiefe auch, die faszinierend ist. Von der Ferne sind es wirklich „Seestücke" in einem fast klassischen Sinne. Aus der Nähe sieht man die lasierenden Farbschichten auf der Textur der Leinwand, die Farbknoten und Farbpunkte, und man fragt sich einfach, warum das so schön aussieht und was diese Schönheit mit dem Thema zu tun hat.
Eine dritte Ebene analysiert das ganze Setting: Ein millionenteures Gebäude mit einem Saal nur für diese Bilder, in bester Architektur und edelsten Materialien ausgeführt: Ist das angemessen? Letztlich sind das vielleicht keine Kunstwerke, sondern nur die Ergebnisse eines Gestaltungsaktes – von jemandem, der zwar das Handwerkszeug eines Malers benutzt, aber dessen Technik nicht verwendet, möglicherweise gar nicht beherrscht?

Cy Twombly[2]: Schmierereien, Kindergekritzel, Sgraffitti (wie in Bedürfnisanstalten). Scharlatan, Opportunist, Geschäftemacher. Über abstrakten Expressionismus bekommt man so manches zu lesen und zu hören, und gerade Twombly wird gern als Paradebeispiel genannt für einen Kunstmarkt, auf dem für das Gekritzel von Nichtskönnern absurde Millionenpreise gezahlt werden.

Und gerade dieses Wort vom „Nichtskönner" könnte uns dem nahe bringen, was Twombly sein Leben lang versucht hat. Sein ganzes Werk bezieht seine Kraft aus der Spannung zwischen zwei Polen: Einerseits der vollkommen individuelle, nichts und niemandem verpflichtete Gestaltungsakt, das „Verlernen" von Könnerschaft, die Aufgabe – ja sogar Ablehnung – der Kontrolle über das Bildgeschehen; andererseits der Wille, die innere Notwendigkeit vielleicht, etwas Überpersönliches, etwas – nennen wir es so – Legendäres zu schaffen. Die Persönlichkeit Twombly ist ungreifbar. Wo er öffentlich sichtbar wird, inszeniert er sich. Seine Themen entnimmt er den klassischen Mythen. Der Malakt ist bei ihm keine reflektierte, über lange Zeiträume geplante Gestaltungshandlung, sondern die Lösung einer zuvor gezielt aufgebauten und erlebten Spannung, wie wenn man ein Federwerk immer weiter aufzieht, das dann plötzlich aus seinem Gehäuse springt und die gesammelte Energie freigibt.
Das Ergebnis ist kognitiv nicht erfassbar.

Der Lepanto-Saal bildet ein Ende des Gebäudes. In der Mitte des Grundrisses findet der Besucher etwas anderes. Wenn man diesen Raum betritt, und das vielleicht mit einer kleinen Gruppe von Menschen, die dem Symbol der Rose eine besondere Bedeutung zumessen, dann geschieht so etwas wie ein Wunder. Der Rosensaal hat nur Oberlicht, und so scheint er aus sich selbst zu leuchten. Alle Wände tragen riesige Leinwände mit Reihen von stilisierten Rosenblüten in verschiedenen Farben. Die Atmosphäre vibriert. Man sieht, dass auf die Leinwände Verse gekritzelt sind, Rosenverse, und sogleich hat man das Gefühl, diese Verse müssten dringlich, sofort und unbedingt laut rezitiert, gesungen, vorgetragen werden. Beim ersten Mal war das eine fast körperliche Erfahrung, dem Drang zu rezitieren folgte das Bedürfnis

Man möchte sich in diesem Raum auflösen

zu tanzen. Man möchte sich in diesem Raum auflösen. Es ist ein erschütterndes Erlebnis von Schönheit.

Zugleich sind diese Bilder nicht schön. Eine der kurzen Wände trägt zum Beispiel eine Reihe von vier roten Rosen, aber die vierte hat einen „Geist“ in einem ätzenden Grün, ein Zitterbild, das sie überlagert. Man weiß nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll. Es ist falsch, sagt der Verstand und zugleich hat es genau deshalb eine poetische Qualität, die sich nicht erklären lässt. Die unzähligen Rosen in diesem Raum stellen dem Betrachter Fragen, nein, sie stellen den Betrachter vor seine eigenen Fragen. Die gekritzelten Verse, von Rilke oder Bachmann, tragen nichts dazu bei, diese Fragen zu beantworten; sie liefern nur eine diffuse Dimension der Erhabenheit. Und erhaben sind diese Bilder in ihrer ganzen Kunstlosigkeit unbedingt.

Keine noch so schön gemalte Abbildung einer Rose könnte diese Kraft entfalten. Kein noch so klug mit Symbolgehalt aufgeladenes Gemälde könnte den Betrachter so bewegen. Twombly war 80, als er diese 3 Meter hohen und 10 Meter langen Flächen mittels großer, an lange Stangen gebundener Pinsel bemalte. Man kann sich das als Kraftakt vorstellen, tatsächlich als den letzten derartigen, den der Maler vollbrachte. Und dass wir hier eine Art Vermächtnis sehen, darauf weist auch hin, dass diese Werkserie gezielt für diesen Raum geschaffen und dem Museum geschenkt wurde. Das ist Hintergrundwissen – aber das Erlebnis, das hat man, oder man hat es nicht.
„Wenn ihr’s nicht fühlt, ihr werdet’s nicht erjagen.“

Warum kann das Uneindeutige,
das Ungenügende,
das Unvollkommene uns
so erschüttern?

Warum sind es gerade diese Bilder, die mich so erreichen? Warum gibt es Menschen, die den Rosensaal wie einen Tempel betreten und kaum wieder verlassen wollen – während andere dort nichts empfinden, oder sogar Ärger und Enttäuschung? Was hat Piero damit zu tun? Warum kann das Uneindeutige, das Ungenügende, das Unvollkommene uns so erschüttern?

Wenn der Künstler es schafft, hinter seinem Werk zu verschwinden, dann geschieht etwas von höherer Bedeutung. Der individuelle Ausdruck, etwas, wonach die westliche Kunst spätestens seit der Renaissance sucht, spielt nun keine Rolle. Die Motivation, etwas zu erschaffen, liegt außerhalb der Persönlichkeit. Mehr noch: Die Persönlichkeit verschwindet im Akt des Schaffens, im Ausdruck von etwas Allgemeinem, sie opfert sich, ohne zu wissen, wofür. Das ist automatisch ein spiritueller Prozess, auch wenn er so nicht intendiert ist. Hier könnte die Magie liegen: in dem absichtslosen und dabei unwiderstehlichen Drang, zu erschaffen. Der Künstler hat den Schritt ins Leere getan, den ich selbst erst noch vor mir habe. Er hat sich diese Freiheit erkämpft, und wenn er davon Zeugnis ablegt, entsteht eine Schönheit, die nicht absolut, perfekt, vollkommen oder endgültig ist, sondern beunruhigend, fremd, fragend.

Sich aber von dieser Art von Schönheit ergreifen zu lassen, gleich, wo sie einem begegnet, das könnte ein Schlüssel zu Sinn sein. ●

[1] Piero della Francesca (eigentlich Pietro di Benedetto dei Franceschi, auch Pietro Borghese), geb. um 1410–1420 in Borgo San Sepolcro, begraben am 12. Oktober 1492 ebenda, war ein italienischer Maler der Frührenaissance, Kunsttheoretiker und Mathematiker.

[2] Cy Twombly, eigentlich: Edwin Parker Twombly Jr., geb. 25. April 1928 in Lexington, Virginia, gest. 5. Juli 2011 in Rom, Italien, war ein US-amerikanischer Maler, Fotograf und Objektkünstler. Er zählt zu den wichtigsten Vertretern des abstrakten Expressionismus.

Adolf von Hildebrand, *Trinkender Knabe*, Klingersaal, Albertinum Dresden

So bist du kaum erst Stoff geworden,
und scheinst doch schon ein wenig warm von Leben.
Bewegung ist in deiner Form geborgen,
um sachte zitternd zu dem einen Punkt zu streben:

Der Ort, an dem die Schale deinen Mund erhellt,
wo Wasser als ein Tropfen deine Sommertrockenheit benetzt,
wird so zum Zentrum einer kleinen Welt,
in der nichts and’res als dein Sehnen eine Richtung setzt.

Vollkommen hingestreckt zum Quell in deiner Hand
hältst du mit ihr zugleich den Spiegel einer Schönheit vor dich hin
in der du lebst, als sei es ganz dein eig’nes Land,
als seist du eine Seele, die in ihrem Dürsten fast Vollkommenheit empfing.

C.R.

Schönheit – Verwandlung im Feuer



Vlado Stjepić, *Gruen-Rot*, 2013

Hölderlins *Friedensfeier*

Die Verwandlung des Menschen – in zwölf Strophen. Ein Gedicht? Ein Gesang, ein magisches Geschehen.

Gunter Friedrich
Deutschland

Vom Werk der Sonne

Die Sonne ist Feuer und Licht, im Physikalischen wie im Geistigen. Wesen der Erde, wie wir es sind, können nicht auf der Sonne leben. Aber die Evolution ist noch nicht zu Ende. Sie wird von Impulsen der Sonne geleitet. Vorwärtsstrebendes richtet sich zur Sonne. Ihre Strahlen haben einst unsere Augen erweckt. Mit ihnen nehmen wir das Physische wahr. Doch die Impulse der Sonne säen Weiteres aus. Bei manchen ist es schon früh gekeimt und gewachsen. Der Pharao Echnaton (14. Jh. v. Chr.) besaß neben den physischen Augen auch die geistigen. Und so betete er Aton an, die geistige Sonne. Johannes, der Seher, erfuhr das Sonnenwesen auf einzigartige Weise: „Und ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich wandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter den sieben Leuchtern einen, der war eines Menschen Sohn gleich […]. Seine Augen […] waren wie eine Feuerflamme […] und sein Angesicht leuchtete wie die helle Sonne.“ (Off. 1, 12 ff.).

Manche Dichter gehen uns voran, ahnend, träumend. „In den einsamen Stunden des Geistes ist es schön, in der Sonne zu gehn. An den gelben Mauern des Sommers hin“, so die Worte des österreichischen Dichters Georg Trakl (1887-1914; in: *Helian*), die wie ein Gesang sind. Der Einsame ahnt Kommendes. Wir werden angeschaut – aus dem Geistigen, dem Sonnenhaften heraus. Augen sollen entstehen, die zurückschauen können. Hildegard von Bingen hat in ihrem Bild „der höchsten und feurigen Kraft *Charitas*“ (13. Jh. n. Chr.) die zwei künftigen Augenpaare des Menschen dargestellt.

Verwandlung durch Licht und Feuer

Doch Wachstum bedarf der Zeit und des Maßes. Kostbare Früchte reifen langsam. Das Geistige weiß, was uns möglich ist. Friedrich Hölderlin (1770-1843) fasst dies in die Worte: „Denn schonend rührt, des Maßes allzeit kundig, / nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen / ein Gott an …“. Die Worte des Dichters erscheinen oft dunkel, wie eine kostbare Frucht, die es freizulegen gilt aus der Schale, hinter der sie sich verbirgt. Sein Epos *Friedensfeier* kündet von der Verwandlung des Menschen durch Licht und Feuer. Hölderlin selbst war vom Feuer gezeichnet, von der Sonnenkraft, dem „Gebenden“: „Sparte der Gebende nicht, / schon längst [wäre] vom Segen des Herds / uns Gipfel und Boden entzündet.“

Der Urkeim unseres Daseins ist Feuer, ein Funke des Geistes. Er will aufbrechen. „Zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist“, sagte Paulus (Eph. 4, 24). Alles wird „durchs Feuer offenbar“ (1. Kor. 13). „Das Sterbliche muss anziehen die Unsterblichkeit“ (1. Kor. 15,53). Was der Logos erschafft, soll seinesgleichen werden. Das sprach bereits Platon aus (im Dialog *Timaios*, Nr. 2.2.1). Der Gott verwirklicht sich im Menschen, und die Verwirklichung des Gottes wird zur Verwirklichung des Menschen.

Der gereinigte Innenraum

Es beginnt im seelischen Innenraum. Die erhobene, erwartungsvolle Seele ist die „Gebärmutter“. Sie muss gereinigt, „gelüftet“ sein. Die Wirbel an Gedanken, Gefühlen, Wünschen, Vorstellungen müssen hinausgetrieben sein. Dann kann das Fest beginnen, die Feier der Verwandlung, das Fest des Weingotts. Die Wasser der irdischen Seele wandeln sich dabei zu Wein. Hölderlin sieht die Dichter als Priester des Weingotts. Einst zogen sie „von Lande zu Land in heiliger Nacht“ (In: *Brot und Wein*).

„Der himmlischen, still widerklingenden, / der ruhigwandelnden Töne voll, / und gelüftet ist der altgebaute, / seliggewohnte Saal.“ Das sind die ersten Worte der *Friedensfeier*. Der „Obersaal“, die höchste Sphäre der menschlichen Seele, war für das Bewusstsein verschüttet, war gleichsam verschlossen. Nun öffnet er sich. Die Sehnsuchtskräfte des Herzens haben es bewirkt. Über das Haupt hinaus erstrecken sie sich weit in den Kosmos hinein. Sie laden „liebende Gäste“ ein, von „ferne kommend“.

Der Fürst des Festes tritt ein

„Und dämmernden Auges denk ich schon, / vom ernsten Tagwerk lächelnd / ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests.“ Der Dichter erspürt ihn, beginnt ihn zu erkennen, denn er nimmt „Freundesgestalt“ an, der „Fürst des Fests“. Das Universelle, das Allbewusstsein macht sich zum Individuellen, „senkt“ sein Auge, „beschattet“ es leicht, verleugnet sein „Ausland“: Der Geist dämpft seine Feuerkraft herab. Dennoch „beugt fast die Knie das Hohe“. Alle Weisheit, die bislang auf dem Weg wichtig war, wird zunichte. „Wo aber / ein Gott noch auch erscheint, / da ist doch andere Klarheit.“

Mutig hatte sich der Dichter dem All zugewandt, dem „Offenen“, um darin „ein Eigenes“ zu finden, „so weit es auch ist“ (in: *Brot und Wein*). Er hatte „nicht Flut noch Flamme gescheuet“ – die Kräfte und Felder des Universellen – und nun „erstaunet [er], da es stille worden, umsonst nicht“. Die alten Kräfte in seiner Seele verlieren ihre Herrschaft, „Friedenslaute“ ertönen, „Tage der Unschuld“ brechen an, der Gott durchdringt den Seelenraum, das Fest der Vereinigung beginnt. Ein neues Wesen soll geboren werden: der neue Mensch, der himmlische Mensch. In ihn sterben Gott und Mensch hinein. Für beide gleichen die Befruchtung und die Schwangerschaft einer Kreuzigung. Das Göttliche vereint sich mit der Enge des Materiellen, der Mensch mit dem kosmischen Feuer. Die unbewussten Kräfte im Menschen werden aufgerührt. Sie widersprechen.



Foto: iStock

Gegenkräfte kommen

„Ein tödlich Verhängnis“ überschattet das Geschehen, „furchtbarentscheidend“. Das so freudevoll empfangene Licht verschwindet wieder. „So ist schnell / vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht.“ Irdische Kräfte, Begierden, Wünsche … überschwemmen aufs Neue den Raum der Seele. Schließlich war er bislang ihr Eigentum. Sie räumen das Feld nicht freiwillig. „Das Freche [darf] drüber gehn / und kommen muss zum heilgen Ort das Wilde“. Doch der Ort, wo das Göttliche einmal war, ist von ihm geprägt.

Der Dichter zieht Bilanz, verarbeitet, was in ihm stattfindet, Einsichten stellen sich ein, Spuren des Lichts in seinem Bewusstsein. Er resümiert: „Des Göttlichen aber empfingen wir / doch viel. Es ward die Flamm uns / in die Hände gegeben und Ufer und Meersflut.“ Das Göttliche hatte sich ihm in Liebe anvertraut, eine „Meersflut“ an Seelenkraft, die Weltseele hat sich mit ihm verbunden. „Ufer“ zeigten ihm das Maß seiner Möglichkeiten, die Flamme des Geistes erleuchtete ihn für kurze Zeit.

Die Stunde des Menschen

Im Dichter entsteht nun ein neues Denken, das in ein inneres Erleben übergeht. Nachdem der Gott sich zurückgezogen hat, bricht die Stunde des Menschen an. Erkenntnis flammt auf in ihm: „Es lehret Gestirn dich, das vor Augen dir ist“. Ein „Stern“ hat sich über der „Geburtsgrotte“ gebildet, ein Leitstern steht in seinem Seelenraum. Der sich individualisierende Gott spiegelt sich in seiner Aura, tritt ihm vor Augen, blickt ihn an. Er erweckt dadurch die geistigen Augen im Dichter. Das göttliche Selbst des Dichters kommt als ein Lichtwesen auf ihn zu, als „Sohn“. Der Dichter erkennt ihn mit den Augen des Geistes. Das Geistwesen erkennt sich mit den neuen Augen des Dichters. „Vom Alllebendigen aber, von dem / viel Freuden sind und Gesänge, / ist einer ein Sohn, ein Ruhigmächtiger ist er, / und nun erkennen wir ihn …“

Ein neuer Impuls des Göttlichen

Es gilt nun, die empfangenen Lichtimpulse zu verarbeiten. Es sind Schritte der Verwandlung, bei denen stets ein neues Gleichgewicht zu erringen ist. Das Leben muss auf das immer neue Kräfteverhältnis von geistigen und irdischen Wirksamkeiten abgestimmt werden, ehe das Ewige die nächste Initiative unternimmt. Und das geschieht nun im Gedicht: „Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen, / gleich Sterblichen und teilen alles Schicksal. / Schicksalgesetz ist dies, dass alle sich erfahren, / dass, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.“ Göttliches und Menschliches erfahren sich aneinander. Bei jedem verläuft dies anders. Die Essenzen des Erdendaseins werden auf die vielfältigste Weise eingebracht in die Sphäre des Geistes. Alle irdischen Worte und Widersprüche fügen sich dort zu „einer Sprache“ zusammen.



Foto: Brigitte Werner auf Pixabay

„Wo aber wirkt der Geist, sind auch wir mit und streiten, / was wohl das Beste sei. So dünkt mir jetzt das Beste, / wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister / und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt“.
Der Dichter erspürt die Verklärung, die neue Gestalt, die sich in ihm und um ihn herum bildet, die Lichtgestalt. Er wünscht so sehr, dass dieses Werk bald vollendet ist, dass der Neugeborene, der „stille Gott der Zeit“, in dem sich Ewigkeit und Vergänglichkeit vereinen, aus seiner „Werkstatt“ tritt. Die Werkstatt ist unser körperlicher und seelischer Raum. Wenn der verklärte Mensch aus ihm heraustritt, wenn er, nun nicht mehr erdgebunden, ins Kosmische tritt und Repräsentant der Menschheit wird, wird „der Liebe Gesetz, / das schönausgleichende, von hier an bis zum Himmel [gelten]“.

Die Vereinigung

Dem Höhepunkt der Vereinigung von Mensch und Gott weiht der Dichter die neunte Strophe seines Epos, das aus zwölf Strophen besteht. Zwölf, die Zahl des Ganzen, neun, die Zahl des vollkommen gewordenen Menschen. „Bei Gesang gastfreundlich untereinander / in Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl / [sind] „die Seligen in jeglicher Weise beisammen“ und dabei fehlt auch „ihr Geliebtestes nicht, an dem sie hängen“. Das Geliebteste ist ihr Partner, der irdische Mensch, von dem der Dichter in der achten Strophe sagt: „Bald sind wir aber Gesang“. Der Mensch lädt den Unsterblichen, den „Jüngling“, ein „zum Gastmahl, das bereitet ist“, „zum Abend der Zeit“. Und er gelangt zu ekstatischer Vision und verkündet: „ …eher legt / sich schlafen unser Geschlecht nicht, / bis ihr Verheißenen all, / all ihr Unsterblichen, uns / von eurem Himmel zu sagen, / da seid in unserem Hause“.

Zukunft des Menschseins

Hölderlin stimmt die Menschheit ein auf eine Zukunft, für die die Samen ausgesät sind. „Leichtatmende Lüfte / verkünden euch schon.“ Wir sind dazu gerufen, über uns hinauszuschauen, hinauszuwachsen in die Sphären des Geistig-Seelischen hinein. Die Ergebnisse unseres Lebens können wir nicht beurteilen und sollen es auch nicht. Denn die „Würze des Lebens, / [wird] von oben bereitet“, „die Mühen“ [werden] „hinausgeführet“ in die göttliche Daseinsebene. „Welcherlei eines jeglichen Werk ist, wird das Feuer bewähren“ (1. Kor. 3, 13). Dort im Feuer wartet die neue Gestalt auf den Menschen, sein Lichtkleid. All seine Mühen, die Frucht seiner Existenzen werden in sie eingefügt.

Es gab dieses Lichtkleid schon einmal. Der Mensch hatte es schon einmal empfangen im Kindheitsstadium seiner Existenz, damals aber ohne eigenes Verdienst, ohne eigene Bemühung: „Die goldne Frucht, / uraltem Stamm / in schütternden Stürmen entfallen“ […] „die Gestalt der Himmlischen ist es“. So endet die elfte Strophe der *Friedensfeier*.

Geduld

Es gibt noch eine zwölfte. Der Dichter fällt aus der himmlischen Sphäre zurück in die irdische Aktualität. Er erlebt das Leiden unserer „Mutter“, der irdischen Natur. Sie hat die Aufgabe, ihre Kinder „zum Lichte“ heranzuziehen. Aber sie macht bittere Erfahrungen dabei. „Denn es hasst dich, was / du, vor der Zeit / Allkräftige, zum Lichte gezogen. / Nun kennest, nun lässest du dies.“ Die Menschen brauchen ihre Zeit, um zu reifen, brauchen die Fülle der Erfahrungen, in „furchtsamgeschäftigem“ Treiben errungen, wie wir es allzu gut kennen. „Denn gerne fühllos ruht, / bis dass es reift, furchtsamgeschäftiges drunten.“

Überirdische Schönheit

Die Klänge des Epos hallen nach, sie wollen verstanden werden, wollen empfindendes Denken und Schauen erwecken. Das erfordert Mühe. Nimmt man sie auf sich, so enthüllen die Zeilen des Gedichtes überirdische Schönheit. Das Epos gleicht dem Menschen selbst. Es lockt ihn dazu, sein Geheimnis zu ergründen. Jeder Mensch steht vor der Frage, ob er den Mut findet und die Beharrlichkeit entwickelt, sich in sein Unerkanntes, in das Offene seines Innern hineinzubegeben.
Wer diesen Schritt ins „Bodenlose“ wagt, erfährt, wie das Licht ihm zu einem neuen Boden wird. Er stößt auf den „Erstling der Auferstehung“ (1. Kor. 15,23), der ihm sein „Gewand“ anbietet, den Lichtleib, den Körper der Auferstehung.

Origenes, einer der frühen Kirchenväter, dessen Schau später von Konzilien mit dem Bannfluch versehen wurde, erkannte den Lichtleib als den „allerfeinsten, reinsten und leuchtendsten Körper“[1]. Schönheit wird in der Beziehung zu ihm zu einem Prozess des Erkennens und Hineinwachsens. Die Worte heiliger Schriften und auch die Worte eines Epos wie der *Friedensfeier* setzen Licht frei, machen sich selbst zu seelischer Nahrung. „Ich bin das Licht, das über allem ist“ (Thomasevangelium Log. 77). „Wer von meinem Munde trinkt, der wird sein wie ich. Und ich selbst werde er werden, und die Geheimnisse werden sich ihm offenbaren“ (Log. 108).

Die Folge ist ein Fest, eine Friedensfeier.

[1] Zit. in: Enno Edzard Popkes, *Platonisches Christentum*, 2019, S. 69